



Graf Mikosz und Pisza, der Jäger.

„Ich — glaub ich, — bin ich Mensch — aber ängstlich, schon zu viel riskirt zu haben, setze er hinzu: „wenn aber gnädigster Herr befehlen, so bin ich Vieh!“

„Raine Dornen, es frait mich, Ihnen ungenehme Mitteilung machen zu können, doch auf Schloß ein hochachtbarer Besuch gekommen ist: der Herr Baron Szent Jegerbar aus dem Csongrader Comitai.“

„Du hast mir nie erzählt, lieber Mikosz, von einem Baron Szent Jegerbar. Ich bin begierig, seine Bekanntschaft zu machen.“ sagte die Gräfin Mikosz.

„Szent Jegerbar Baro Nagyszagos ur!“ herein trat in etwas gezwungener feierlicher Haltung eine auffallend schöne, schlankgestaltete Mannergestalt in prächtigem ungarischen, so außerordentlich kleinsamen Magnatenkostume.

„Sonderbare Manieren!“ sagten sich die Damen — aber Graf Mikosz, welcher in ihren Mienen zu lesen schien, sagte leise: „Wacht man so in Csongrader Comitai, ist dort so Mode!“

„Sonderbare Manieren, dieser Baron aus dem Csongrader Comitai!“ wiederholten die Damen. Graf Mikosz aber nahm seinen Gast auf einen Augenblick beiseite und flüsterte ihm zu: „Sehr elediger, wenn Du Dich nicht wüßtest, daß ich Dich morgen vom Haupten dreißig Wohlgefühle aufweisen!“

„Das wirkt! Der „Magnet“ wurde ruhiger. Es wurde Koffee herumgereicht; der Baron konnte nicht umhin, demselben eine tüchtige Dosis Paprika einzuwerfen (Wohlbekanntes gar nicht schlecht). D. Veri.“ Es war in der That ein schöner Mann, dieser Baron. Welch schöne feurige Augen! Welch schön geschnittenes Profil!

„Wohlbekanntes gar nicht schlecht.“ D. Veri.“ Es war in der That ein schöner Mann, dieser Baron. Welch schöne feurige Augen! Welch schön geschnittenes Profil! Welch schöne feurige Augen! Welch schön geschnittenes Profil!

„Wohlbekanntes gar nicht schlecht.“ D. Veri.“ Es war in der That ein schöner Mann, dieser Baron. Welch schöne feurige Augen! Welch schön geschnittenes Profil!

„Und doch, — — — welche magnetische Wirkung sie auf mich üben, diese Augen — diese Augen, ich habe keine ähnlichen je gesehen — er ist hübsch, dieser ungeschliffene Baron, — mein Gott, — mein Gott, — diese Augen — sie böhren sich förmlich ein in mein Herz! Und wie er sie geföhrt hat, meine Hände! fohnschändlich! so fütir-misch! — Baron Jegerbar, ich glaube, ich glaube gar, Du hast mir's angethan!“

„Na, schöne Geschichte! Hob' ich mir schöne Suppe eingebrotet mit diesem elendigen Jägerlammel!“ so sagte sich Graf Mikosz. „Wollt' ich mochen Wisz — und jetzt wird omende gar noch Ernst daraus. Hob' ich auch viel getrunken geföhren, oder elendiger Bandit, Jägerbar hat getrunken noch mehr! Und was hat er gemocht in Kaufsch? — Got er durch Vermittlung von Gesellschaftsdame gemocht Liebeserklärung an Lady Fißgerald und hat sogar gehobt Frechheit, anzuhalten um ihre Hand! Eh bhatta tereintete! Was mocht ich jezt? Sie hat geantwortet, doch sie ist nicht obgenekt, wenn von Seite seiner Familie wird nicht erhoben Widerspruch. Graf Mikosz, wird Dir nüz bleiben übrig, als zu sagen der Lady, daß angestellter Baron Jegerbar ist ein einfacher Jäger, Pisza, Horvath, und daß Graf Mikosz einzig wollte Demois liefern, daß Jägerbar ist auch ein Mensch.“

„Und so legte denn Graf Mikosz, das Gefändniß ab. Die junge Lady aber, weit entfernt, die Sache überzunehmen, befehlete sich zu der Ansicht, daß Jägerbar auch Menschen leben, und schwur von ihrem im Sturm eroberten und liebgeordneten Cignanz Pisza nicht lassen zu wollen. Ihr Herz, ihr freier Wille, ihre Unabhängigkeit und — Excentricität — erlauben ihr es ja, aber dem Grafen Mikosz, der sich den kleinen Scherz geföhrt hatte, wurden verschiedene Bedingungen zu erfüllen, als Aufgabe und Strafe gestellt. Demjenigen, welchen er ihr als „vollendeten Kavalier vom Scheitel bis zum Stiefelsohl“ vorgestellt hatte, — sollte er ihr auch in zwei Jahren als solchen überliefern, und das führte auch Graf Mikosz aus. Er nahm den Jägerbar Pisza auf ein Jahr nach Paris, ließ ihn hier von den ersten Professoren unterrichten, und am 30 März 1881 — zwei Jahre nach dem demwürdigen Diner — traten der Gentleman Pisza Horvath Equire und die honorable Lady Cedline Fißgerald behuts Eingangs eines unaufhörlichen Bundes, an den Altar der Kirche St. Trinitie in Paris und lebten heunt hochangesehen in der Grafschaft Norfolk, als „Lehmann und Lehrende!“ Und das hat alles Graf Mikosz zu Wäge gebracht!

Liebe und Liebesleben der Thierwelt.

Professor Dr. Ludwig Büchner hat in Leipzig unter vorliegendem Titel ein Buch erscheinen lassen, in welchem merkwürdige Fälle aus dem Liebesleben der Thiere in Fülle erzählt werden. Wir greifen aus dem Kapitel „Liebe zum Menschen“ einige Beispiele heraus: Die ihr so dumm verachtete Gans liebt bisweilen den Menschen mit aller Kraft, deren ihre gäufige Seele fähig ist. Komisch wirkt die berühmte Geschichte von der „Regimentsgans“ des Schwabenlandes, über welche dem Verfasser Herr von Lpy, Oberst im 1. Württembergischen Cheven-Infanterie-Reg., der selbst zum Theil Augenzeuge der merkwürdigen Vorfälle war und die erzählten That-sachen „verbürgt“ erklärt, aus Stuttgart unter dem 19. Febr. 1876 eingehend berichtet hat. Der Mann dieses Thiers ist bekanntlich weit über Schwaben hinaus gedrungen und hat manche Feder in Preuß und sogar in Preuß in Bewegung gesetzt. Im Frühling 1835 erkrankte die Gans in Eßlingen in einem Wälderhause das Licht der Welt und wurde mit ihren Geplien täglich an den R. dar getrieben. Aber bald stülte sie, daß sie zu etwas Höherem geboren oder berufen sei, und gestellte sich der Schildwache bei, welche die in der Nähe des Wälderhauses gelegene Kaserne bewachte, indem sie ihr mit freudigem Gesicht auf Schritt und Tritt nachfolgte. Vertriebungsversuche blieben wirkungslos, und als der Wächter in Folge banlicher Veränderungen von Außen in das Innere des Kasernehofes verlegt wurde, zog die Gans über das geschlossene Posthorn und gestellte sich auch hier mit freudigem Gesicht der Schildwache bei. Dem sie suchenden und entführenden Wärdungen entwich sie, wenn irgend möglich, um an ihren Lieblingsplatz zurück-zukehren, bis ein Offizier des Regiments die Gans kaufte und ihr eine kleine Wohnung neben dem Schilderhaus an-wies. Zugleich wurde sie von nun an als „Regiments-gans“ infallirt und nahm vollständige militärische Haltung an. Personen im Bedienungsdienst durften sich nicht all-zunäh nähern, ohne vorher angegriffen zu werden, und selbst der Oberst mußte sich beiwenden in den Stiefel-zwischen lassen, wenn sie verurtheilt, daß er der Schildwache zu nahe gekommen sei. Die postenlebenden Soldaten selbst lohneten die Treue mit Schutz und Gegenliebe, und zwar umso mehr, als die Gans die Annäherung der Kan-ten und Patrouillen stets so früh anzigte, daß der Posten nicht überfallen werden konnte.

Bei einem Garnisonwechsel des Regiments von Eßlingen nach Ludwigsburg wurde die „Regimentsgans“ nicht

vergesen, und sie legte ihren Dienst am neuen Plage in derselben Weise fort.

Als im Jahre 1846 das Regiment zu den großen Kriegsbüchungen ausmarschirte, mußte die Regimentsgans zu ihrer großen Betrübnis zurückbleiben und suchte sich zum Ersatz die benachbarten Schildwachen am Arsenal und an der Post aus. Hunderte von Jungen sahen, wie das Thier gerade an der Post Schildwache stand, als sich die Trompetenmusik des zurückkehrenden Regiments in den Straßen hören ließ und wie dasselbe sofort in die freudigste Aufregung gerieth.

Die Gans eilte dem Regiment mehrere hundert Schritte weit im Fluge entgegen, schnatterte mit vorgestrecktem Hals ihren freundlichsten Willkommen und marschirte nun vor der Trompetenmusik erhobenen Hauptes und stolzen Schrittes einher bis in die Kaserne.

Von nun an wurden die beiden anderen Posten ihres Besuchs mehr gewürdigt und die alte Kameradschaft mit dem Reiterposten nahm ihren Fortgang.

Wurden die Pferde aus dem Stall geführt, so spazirte die Gans mitten unter ihnen einher, ohne je eine Weichsigung zu erleiden.

In ihrem sechs-ehnten Lebensjahr machte sie den zweiten Garnisonwechsel von Ludwigsburg nach Ulm mit und hielt hier gerade so wacker bei ihrer Schildwache aus wie dort.

Es wird wohl wenige Bewohner Ulms geben, die nicht damals zur Zeughauskaserne gewandert sind, um die berühmte Gans zu sehen; namentlich die liebe Schuljugend führte regelmäßige Besuche aus. Gegen alle anderen Gänse, welche ihre Freundschaft suchten, verhielt sich die Regimentsgans abwehrend. Endlich, im Januar 1853, beschloß sie, nachdem die Schwänze des Alters sie beschlachten hatten, ihre ruhmvolle Laufbahn, indem sie wie ein echter Soldat auf ihrem Posten starb, doch bevor sie das zwanzigste Lebensjahr vollendet hatte. Ganz Ulm vernahm die Trauerkunde mit Theilnahme und das Regiment bewachte ihr freies Aidenken.

Das Gänse auch aus Liebe zu ihrem Herrn sterben können, zeigt folgende von dem „Journal de Charceroi“ erzählte und als wahr verbürgte Geschichte. (Zoologischer Garten, 1864, S. 307.) Ein Bäcker in der Nähe von Lüttich widmete einer auf seinem Hünerhofe befindlichen großen Gans besondere Aufmerksamkeit und brachte ihr täglich selbst das für sie bestimmte Futter, ein Pf., der von dem Thiere regelmäßig mit Flügelgeschlägen und Fressensgeräusch begrüßt wurde. Blüthig erkrankte der Bäcker und starb. Die arme Gans, die den freundlichen Herrn schmerzhaft vermisste, verzichtete sich auf einem Dinger-hauten, vermissmühte jede Nahrung und starb nach zwei Tagen den Hungertod.

Alles bis jetzt Gehörte steht indessen weit zurück im Vergleich mit derjenigen Treue, Liebe und Unfähigkeit, welche das Hausthier par excellens, der Hund, für sein Menschen an den Tag legt. Seine Liebe dauert weit über das Grab hinaus, und der Seelen Schmerz, den er beim Verlust geliebter Personen empfindet, kann kaum geringer sein, als derjenige von Menschen, welche sich im gleichen Falle befinden. Verfasser ist im Besitze einer ganzen Reihe von Mittheilungen, welche außer Zweifel stellen, daß Hunde auf dem Grabe ihrer Herren verweilen, daselbst öfter be-suchen oder gar auf demselben vor Kummer starben, wäh-rend andere wieder ihre verunglückten Herren oder deren Beerdigung nicht eher verlassen, als bis man beide aufge-funden hatte oder bis sie durch ihre Klagen und ihr Be-nehmen Hilfe herbeigerufen hatten.

Wer kennt nicht die alte und berühmte Geschichte des Hundes des Anby von Montdidier, eines tapferen Offiziers unter Karl V. von Frankreich, dessen Hund Mon-targis ihn einmal vom Wasserfod rettete und später, als er, durch das Gehäß von Bonby reizend, von seinem Ge-nossen Maccaire meuchlings ermordet wurde, den Ver-nam aufsuchte und Tage lang bei demselben Wache hielt.

Endlich schleppte er sich, ganz abgemagert, zu dem treuesten Freund seines Herrn und führte ihn in den Wald. Als einige Zeit danach der Hund dem Menschenföder in einer Straße von Paris begegnet und denselben während anfließt, wendet sich der Verdacht des Anby begangenen Mordes auf letzteren, welcher nun zur Ermittlung der Wahrheit und nach der Sitte der damaligen Zeit auf Verleth des Königs einen Zweikampf mit dem Hund bestanden muß. Der Hund bleibt Sieger. — Maccaire gesteht und erleidet den Tod durch Henkershand.

Nicht minder berühmt ist ein von Napoleon I. erlebter Vorfall, dessen Beschreibung derselbe auf St. Helena erzählte oder niederschrieb in Worten, welche zeigen, daß auch das Herz des großen Eroberers edlen Empfindungen und weichen Geföhlen nicht unzugänglich war. Als derselbe nach der Schlacht von Castiglione, welche er am 5. August 1796 gegen die Oesterreicher unter Würmer gewonnen hatte, Nachts über das Schloßfeldritt, begegnete ihm etwas, das er folgendermaßen beschrieb: Eine tiefe Stille herrschte ringsumher; beim hellen Schein des Mondes erblickten wir einen Hund, der, als er uns weiter-te, unter den Kleidern eines erchlagenen Mannes hervorlörzte, grinnend auf uns ansprang und dann heulend und wimmelnd umkehrte, das Gesicht seines getödeten Herrn leckte und mit neuer Wuth gegen uns ansprang. Dieses

arme Thier schien zugleich Hilfe und Rache zu fordern. Schreie man es der augenblicklichen Stimmung, dem Drie, der Stunde oder Handlung zu, so viel ist gewiß, daß nie eines meiner Schlagselder einen ähnlichen Eindruck auf mich machte. Dieser Mann, dachte ich bei mir selbst, hat vieleicht Freunde und liegt hier von allen verlassen, nur nicht von jenem Hund! Welche Lehre giebt uns die Natur durch dieses Thier und wie tief liegt das Geheimniß der menschlichen Empfindung!

Mann über Bord.

Nach der Erzählung eines Capitän's.

In dem behaglichen Rauchzimmer eines der eleganten Schnelldampfer, welche der Nordd. Lloyd in Bremen nach allen Weltgegenden ausschickt, sahen wir eines Abends bei einer Punschbowle zusammen und machten uns die Zeit so kurz wie möglich. — Es war auf der Fahrt von Buenos-Aires nach Bremen und ein Jeder freute sich, in wenigen Tagen die alte Heimath wieder zu sehen. — Draußen wehte eine steife, eisige November-Brise, welche die Passagiere bis auf einen kleinen jenseitigen Rest die Weiden der Seefrankheit am Ende der Reise noch einmal tüchtig durchlöchernd ließ.

Wir fünf aber, alle schon vielgereiste Leute, hielten die Ohren fest und tranken noch steileren Grog dazu. Jeder von uns hatte eigene Erzählungen zum Besten gegeben; soeben wurde die Pointe einer Mitochondotide mit homertischem Geschlagler begrüßt, als die Thür sich aufthat und unser prächtiger alter Capitän hereintrat. „Hurrah, Capitän, wo gehst? Steward, nach ein Glas für Herrn Capitän.“

„Dich, meine Herren, wenn's denn einmal sein muß, denn man zu.“

Capitän Z., ein ausgezeichnetes Seemann, nach einer von der guten alten Schule, nahm in unserer Mitte Platz, wusch sich mit seinem rothleinen Taschentuch das Schneewasser von der Uniform und zündete sich mit einem höflichen „Die Herren erlauben doch“ eine kurze Pfeife an. „Erlaubt mir, meine Herren, Sie können wohl lachen, hier ist's gemüthlich; aber draußen auf der Brücke — wir können man mit Wähe auf unseren Füßen stehen. Dicha, Dicha, ist mir zu heißen, meine Herren; wir hätten beinahe eben einen Mann verloren; eine Welle kam über und das Schiff holte über, — er hat sich man noch eben an die Reeling hingehalten sonst —“

„Sind denn ein Mann verloren, wenn er über Bord geht, Herr Capitän?“

„Hier auf den großen Dampfern, ja. Wenn wir a ch gleich hopen das Schiff bleibt doch noch zehn Minuten in Fahrt, und bis wir das Boot unter haben und wieder auf der Stelle sind, da ist er schon weg. Ich bin auch mal über Bord gewesen.“

„Was, das müssen Sie erzählen, Capitän.“

„Ja, das ist schon lange her. Das ist nun wohl schon an die 25 Jahre, da wir ich noch Vollmatrose auf einem von den Wähtischen Schiffen. „Christine“, hiß das Schiff, jagete gut. Wir kamen mit Bucken von Portorico, hatten bis dahin ganz schöne Meile gemacht, da kamen wir in eine von diesen Windstille zwischen den Bänderkreisen. Schon acht Tage hatten wir so gelegen, am meisten kam so'n Hand voll Wind, daß wir so einen anderthalb Knoten machen konnten. Na, die Zeit wurde denn nach besten Kräften ausgenutzt, das Schiff überholt, geführten z. Ich mußte denn auch mit dran an das Steuer. Eines schönen Nachmittags sah ich hinten am Heck und malte all was ich malen konnte, ich wurde so müde, in meiner Schlinge dicht über dem Wasser zu sitzen, mein großer Fortbott wollte auch gar nicht leer werden. Da fiel mein Blick auf die offenstehende Luke der Proviantkammer mit ihrem Reichthum an Schinken und Würsten, Cognac- und Weinflaschen. Donnerwetter, denk' ich, wie kommt Du da rein? Ich pinte denn ja auch son Vieles nach der Luke zu hin, machte meinen Fortbott fest und verschwand im Proviantzimmer. Ich habe da noch gar nicht lange gefressen und man erst so'n kleinen Ead Markt verputzt, da hör' ich mit einem mal oben schreien: „Mann über Bord!“ Ich will schon aus meiner Luke raus, da hör' ich noch zur rechten Zeit, daß ich der Mann über Bord selbst bin. — Der Alte hat da mal runter gesehen, wie weit ich bin, und da ist denn noch mein Fortbott, aber ich bin er nicht mehr. Na, die „Christine“ die wird ja auch beizudrecht, Boot ausgelegt, Jungen in'n Mast, aber kein Matrose in Sicht. Das Boot kommt zurück und meldet: „Nichts gefunden!“ Ich höre, wie die oben sich noch unterhalten, wie das nur gekommen ist: Ja, sagt der Alte, der ist aus der Schlinge gefallen, hat sich gewiß den Kopf auf das Ruder geschlagen und da ist er gleich weg gewesen. Schade d'rum, war ein ganz siz' Bengel, dumme Streiche im Kopf, aber ich möchte ihn wohl leiden. Na, denn wollen wir mal Schicht machen, Leute. — Ach, Herr Capitän, das inedt uns hätte doch mich. — Bald war oben Alles wieder still, das Schiff lag wieder vor'n Wind und legelte langsam der Stelle zu wo man mein Fehlen zuerst bemerkt hatte. Ich stecke jetzt schnell in jeden Strich eine Flasche Cognac, Matrose zu meiner Fortbott und stecke die beiden Flaschen in die Farbe. Dann lasse ich mich an meiner Leine, die ich an einem Ende losloose, langsam bis auf den Wasserpiegel gleiten, lasse die Schlinge los, schwimme ein paar Fänge neben dem Schiffe her und lauge, dann an ganz oben rein in die Wähe und in zehn Minuten hatten sie mich glücklich rausgeholt. Ich hat denn ja auch ganz ab, konnte erst gar nix mehr sagen, bis mit der Alte ein paar Glas von seinem besten Genever eingegeben hatte.

Wie ich denn wieder zu mir kam, ging ja denn auch das Fragen an. Ich erzählte dem Allen frisch weg, die Schlinge sei losgegangen und ich herabgeglitten. Ich hätte geschrien, aber Niemand habe mich gehört, da die Leute alle vorne gewesen seien. Dann habe ich gesehen, wie das Schiff beizudrecht habe, das Boot ausgelegt sei, wäre aber schon zu schwach gewesen, um noch zu rufen. Dann sei die „Christine“ wieder grade auf mich zugelegt und ich habe neue Hoffnung bekommen. Wie das Schiff mir ganz nahe war, hätte ich wieder zugehört und da bin ich. Zunge, Zunge, lagte der Alte, kannst Du schwimmen, zweiundeinhalb Stunde im Wasser, komm, nimm noch ein Schlud. Das müssen wir ins Journal eintragen. Das wurde denn auch eingetragen, worgetren, und ich mußte meinen Namen dahesehen. Als es dunkel geworden war, holte ich meinen Fortbott und brachte die zwei Flaschen Cognac in Sicherheit. In der nächsten Zeit wurde ich denn auch als etwas schwach behandelt und ich durfte nur leichte Arbeit thun. Ja, meine Herren, jetzt muß ich wieder auf die Brücke.“

(„Wef. Ztg.“)

Die Blumen am Fenster.

Wir wissen und kennen es seit unserer Kindheit nicht anders, als daß an einem oder mehreren Fenstern der Wohnung sorglich gepflegt Blumenstücke stehen, welche meistens blühend eingelaufen wurden, bald nach dem Einkauf aber einen Theil ihrer Knospen verlieren, noch einige Blüthen entfalten und darauf ihre Blätter eines nach dem andern den Knospen nachgeben. Die eine oder andere der Pflanzen erholt sich, bringt neue Blätter und wenn sich gar auch Blüthen entwickeln, so bildet dies ein großes Ereigniß; über Zustand und Wachstum der Blüthen werden von demjenigen, welcher am frühesten eine Veränderung beobachtet, förmlich Bulletin's ausgegeben.

So ist es aber nicht überall. Nur in Deutschland und Tyrol (wo dem Revidenten die prächtigen rothen Baumnelken vom Fensterbrette entgegen rufen) und an einigen Orten der Schweiz ist dieser Blumenkultus zu Hause, und schauen selbst wie Holland singt, „draußen beim allerletzten Haus . . . Gesäet werden zum Fenster hinaus.“ — Anderwärts, wie z. B. in England, Holland, Belgien, Frankreich, Italien und dem größten Theile Ostereiches scheint der Mensch das Bedürfnis nicht zu fühlen, sich den engen Porech seiner Wohnung, sein freiwilliges Gefängniß, mit frischem Grün zu versehen. Doch dürfte das größte Hinderniß in der Form der Fenster und in der Art der Lebensweise bestehen.

Ist es der Mühe werth dies zu erwähnen? oder gar über den Mangel der Blumenpflege zu klagen? Was rügen denn das Dugend Blumenstücke am Fenster? — Wenn Jemand diese Fragen antworten sollte, so wollen wir ihm antworten: Die Pflege der Blumen nützt physisch und hygienisch. Deshalb wird auch zum Schluß eine Anweisung zur richtigen Blumenpflege im Zimmer ganz am Platze sein.

Der physische Vortheil, welchen der Mensch dadurch gewinnt, daß er ein Stück Natur seinem Wohnzimmer einverleibt, ist im Allgemeinen, wie im Großen der Aufenthalt im Walde, die Reize in schöner Gegend. Man wird abgezogen von der Wirklichkeit des Lebens. Man erhebt sich an Beobachtungen, welche zu neuen sich Gelegenheit bietet; man leert aus seinen Beobachtungen, wie man es besser machen soll; man nimmt Interesse an Gegenständen, welche früher seines hosen — und das öfters erregt freundlicher und traulicher durch die stille G. lichkeit am Fenster. Uns sind zwei Beispiele dieser Art wahrhaft rührend gewesen. Eine alte, hochbetagte Frau, welche kümmerlich ihr Dasein fristete, hatte, wohl in Erinnerung besserer Zeiten, den Wunsch, grüne Gewächse an ihrem Fenster zu sehen. Sie erzählte mir, daß sie damit begonnen habe, einige Bohnen und Erben in leere Conservenbüchsen zu pflanzen, für welche sie die Erde den öffentlichen Gärten entnahm; — dann kamen allerlei kleine blühende Kräuter, oder solche, welche sich durch schöne Blätter auszeichneten (z. B. Schaftgarbe) an die Reihe; — den Gegenstand ihres Stolztes aber bildete ein im Keim geblühender abgetriebener Rosenstock, den sie in einer halbzerbrochenen braunen Kaffeekanne nicht nur das Leben erhalten, sondern auch zu neuer Blüthe und Duft verhelfen hatte; — aus einer Wasserflasche ohne Hals wucherte üppig, das Fenster umrahmend, ein im Walde ausgegrabener Epheu. Ein Sillleben eigentümlicher Art, wie es wohl noch von keinem Maler gemalt worden ist! — Der andere Fall betraf eine arme gegen 50 Jahre alte, magere, blutarme und betriene Näherin, welche in einem kleinen Setzgebäude eines engen G. hüttes wohnte. Vor ihrem Fenster die Dänerlatte eines behackten Gartens, im Innern des Zimmers der betäubende Reizhauch des Hausdampfes. Auf dem äußeren Fensterbrette verblühten 4 oder 5 hammerbolle, Beiersers ähnliche, angeblühte Blumen. Der einen Pflanze lag man es noch an etwa 1 D. hend Blättern an, daß sie früher eine Myrthe gewesen sei, abgestorben wie die Myrthe der Befiglerin. Die andere Pflanze ließ sich durch hellgrüne, lumbelartige Triebe noch als ehemalige Buchsfa erkennen, zwischen beiden strähte ein gänzlich abgestorbener Gewächs, wie hilflos über die dünnen Zweige gen Himmel, trug aber in seinem kleinen Scherbel eine kleine, röhlich grüne Brennfa. Auf meine Frage, weshalb das dritte und die vierte nicht weggenommen würde, antwortete die Befiglerin wehmüthig: „Lieber Himmel, die Myrthe lebt auch und freut sich ihres Daseins.“ — So tief wurzelt im Volke die Neigung für das Blumenfenster. Manche Frau eines Handarbeiters oder eines kleinen Bürgers spart bei den Markt-Einkäufen sich und ihrem Manne einige Nidel vom Wunde ab, um nur an jedem

Sonnabend dem Fenster-Garten einen neuen Blumenstock einzusetzen.

Jener Fabrikant zu Windisch (im Canton Aargau) wußte sehr wohl was er that, als er seinen Arbeitern in einem für sie erbauten großen Hause gesunde, behagliche und freundliche Wohnungen zu sehr billigen Preisen, aber unter der Bedingung vermietete, daß an jedem Fenster von ihnen Blumen gepflanzt werden mußten. Ein besonders dazu angelegter Inspector hatte den Auftrag, die Ordnung und Sauberkeit in den Wohnungen, sowie den Zustand der kleinen Fenster-Gärtner regelmäßig zu überwachen. Der glückliche Erfolg war, daß die Arbeiter nicht nur an den Blumen, sondern auch an der Wohnung Gefallen fanden, daß sie häuslicher wurden, das Wirthshaus weniger besucht, fleißiger arbeiteten und milder häufig erkrankten. Man sieht, der physische Nutzen geht in den hygienischen über.

Die innere Gemüthsstimmung des Menschen bleibt eben nicht ohne Einfluß auf sein äußeres geandertes Verhalten. Wie nach einer Schlacht die Wunden derjenigen Krieger, welche zum geschlagenen Heere gehören, langsamer und schwerer heilen als die Wunden des siegreichen Heeres, wenn auch beide Verletzte in demselben Lazareth und demselben Krankenzimmer dicht neben einander liegen und von demselben Arzte mit gleicher Aufmerksamkeit, Sorgfalt und Hingebung gepflegt werden, — oder wie im Kleinen nach einer Wahlkacht die an gemeinsamer Wirthstafel Schmauenden schon an ihrem geringen oder reichen Appetite erkennen lassen, ob sie zur unterlegenen oder zur triumphirenden Partei gehören, — so befaßt sich auch derjenige gelünder und leistungsfähiger bei seiner Arbeit, der bei innerer Fröhlichkeit und behaglicher Gemüthsstimmung an derselben schafft, als wer verdrießlich von seiner Beschäftigung kam und verdrießlich in dieselbe zurückdenkt. Es bewahrheitet sich der mittelalterliche Deutbers:

„A lustiger Bau“

„Braucht oft ein Paar Schuba;“

„Aber a trauriger Narr“

„Trägt lange jet Bohr.“

Die Blumen können aber auch ganz direkte Vortheile haben, nur daß diese Vortheile arg übertrieben wurden. — Der Nachweis liegt's, daß in der lebenden Welt die einzelnen Glieder für einander wechselseitig sorgen, jedoch Ausbittlungen und Entleerungen der Thiere den Pflanzen zur Nahrung dienen, während diese letzteren sich bei mangelndem Sonnenlichte durch Aushauchen von Sauerstoff, also durch Verbesserung der Atemluft der Thiere dafür erkenntlich erweisen und außerdem den Grad der Luftfeuchtigkeit regeln. — hatte in England einen anfanglich größeren Eindruck gemacht als in Deutschland. Unsere Stammseswandten jenseits des Kanals verwerteten ihn zu einem wissenschaftlichen Spielwerk, indem sie in größeren oder kleineren, allseitig geschlossenen Glasfäßen einen Fischen und daneben einen kleinen Teich darstellten, das Land vor und neben ihnen mit feinen Farren bepflanzen und darauf den Teich mit feinen Wasserichneiden, das Land mit einigen Molchen bevölkerten. S. te man bei dem Allen die richtigen Verhältnisse getroffen, so konnte „Rebig's kleine Welt“ jahrelang fortbestehen und gedeihen, ohne daß man irgend etwas an ihr zu ändern oder zu erneuern hatte. In Deutschland dagegen trauete sich Rebig's Lehre langsam in das Laientum ein, aber dafür wurde sie auch erstler aufgefaßt und zu verwerteten geüht.

Man begnügte sich nicht mit der Nachahmung aus Zerkwerbe- und Zimmerzwecke, sondern man wollte die Luftverbesserung durch große Vegetation unmittelbar dem Menschen zu Gute kommen lassen, und dies deshalb die Pflanzen und Blumen am Fenster als Hülfsmittel der Luftreinigung und Reinigung. Man verzog nur, daß lebendig diejenigen kleinen Gewächse welche Vortheil gewähren können, welche reich und in reicher Blüthe blühen und daß eine einzelne Pflanze die Luft eines Zimmers so wenig beeinflusst, daß hier von einer wohlthätigen Wirkung gar nicht die Rede sein kann. Mit Stolz und auf die angeblüht von mir ausgegangene Anregung sich stützend, zeigte mir einst ein Lehrer wie er bedacht ist, seiner Schuljugend die Luft der Schulstube zu verbessern und wies dabei auf 3 Blumenstücke hin, welche das dem Ratgeber zunächst befindliche Fensterbrett verzieren oder verzieren. Sie bestanden aus einer 3 Spannen langen Epheuante, einem Geranium und einer verblühten Weibde. Hier hätte ein kleiner Wald stehen sollen, der harblättrige, langamwachsende Epheu hätte durch Cobsa scandens, Passiflora, Haargurken, Tradescantia, Krisse u. s. w. ersetzt werden müssen. Zahlreiche wechsellättrige, schnellwachsende Pflanzen wären zu ihrer Unterstüttung nothwendig gewesen z. B. 10 Reichblüthe, dicht neben einander stehend, und 30 Begonien von solchen Arten, welche grade zur Winterzeit am reichlichsten wachsen und blühen.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Räthsel.

Es ist eine Speite, die Niemand ißt,
Es ist getauert und doch kein Christ,
Es hat nie an das Ei hien denkt,
Und dennoch hat man's aufgebeht.

Bismann aus Nr. 1.

1. Charade: Sorgenbrüder.
2. Silbenaugabe: Garaton, Jonne, Robt, Millach, Engadin, Selma, Timoc, Erich, Raff. (Silbeler — Weinacht)
3. Steiger-Räthsel: Der Schlaf.

Correspondenz an Nr. 1.

Quelle G. alles richtig. A. Bauer, G. Preysant, G. Schumann, Wilmann G. S. S., Bismann Hüller 1 und 2 richtig. 3. Bismann, Bismann G., Bismann 1 richtig, A. Weber 2 richtig. — Die später an Nr. 1. eingegangenen Antworten waren durchweg richtig.

Verantwortlich Julius Mundelt. — Blätterische Buchdruckerei (R. Metzmann) in Halle.